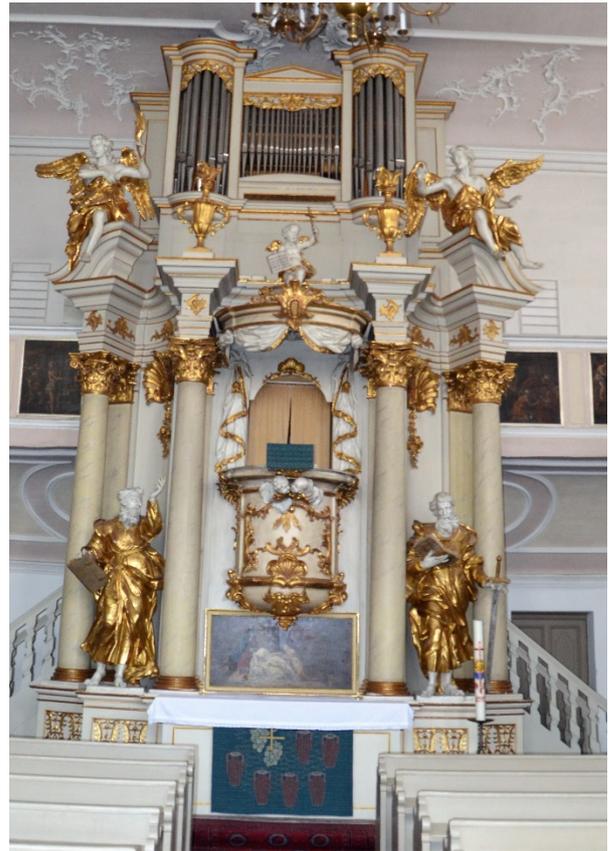


**Herr, dein Wort, die edle Gabe.
Vier Andachten zum Kanzelaltar
der Hospitalkirche in Bayreuth
von Pfarrer Hans Peetz**

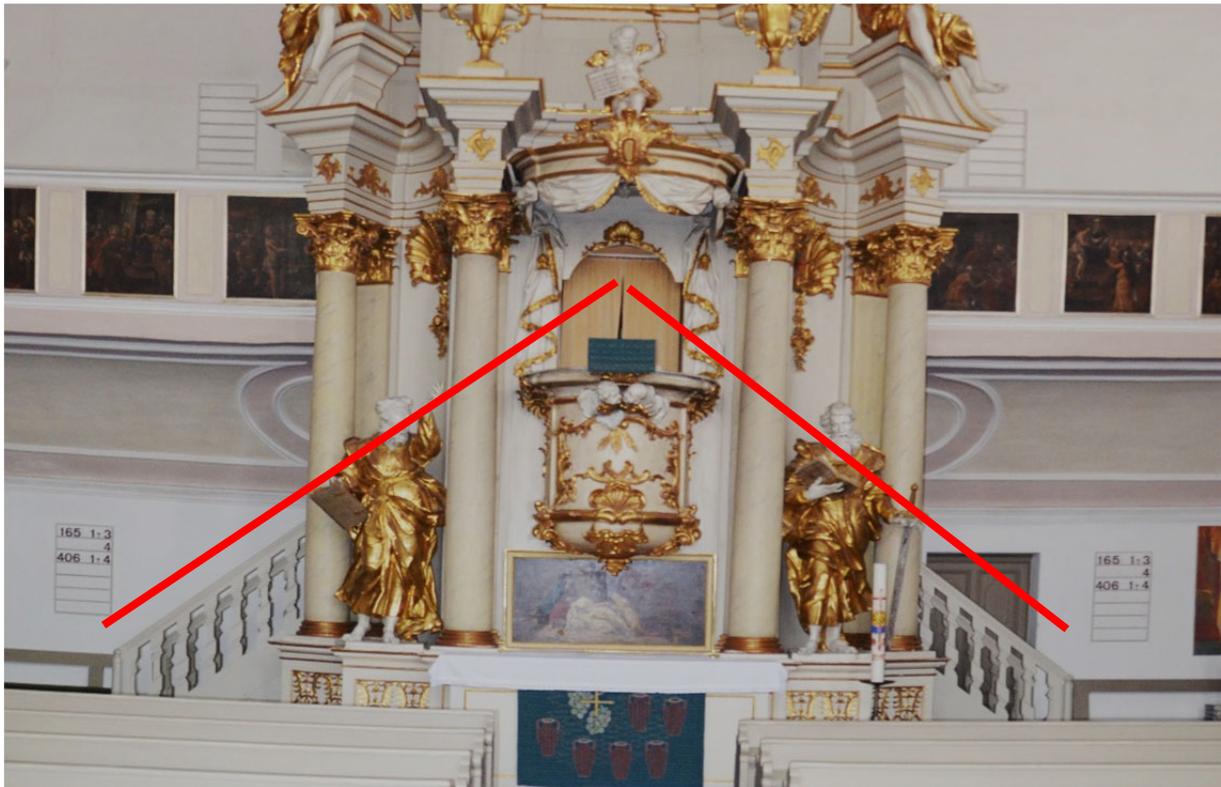
1. Der Vorhang geht auf

Die Bayreuther Spitalkirche, eigentlich „Hospitalkirche“, gehört zu den schönsten Markgrafenkirchen überhaupt. Schließlich waren hier die besten Architekten und Künstler des Bayreuther Hofes am Werk. Aber nicht die Architektur- und Kunstgeschichte steht im Vordergrund. Der ganze Bau mit seiner Fassade zum Marktplatz und alle Kunst spricht die Sprache des Glaubens, ist Gestalt gewordene Botschaft. In vier Andachten möchte ich mich zunächst dem Kanzelaltar widmen, den der Bildhauer Johann Gabriel Rantz im Jahr 1750 anfertigte. Heute heißt es: „Der Vorhang geht auf“.



Bei einer meiner letzten Kirchenführungen in einer Markgrafenkirche gestand mir eine Teilnehmerin – fast beschämt –, dass sie beim Kanzelaltar in ihrer Heimatkirche als Kind immer ans Kasperltheater denken musste. Das Motto „Der Vorhang geht auf“ erinnert ja auch ans Theater. Man könnte ebenso die Verbindung zum schönsten erhaltenen Rokokotheater, dem Weltkulturerbe Markgräfliches Opernhaus“ mit seinem neuen Theatervorhang herstellen. Die beiden großen Engel oben auf dem Altar ähneln denen oben über der Bühne doch sehr, wie mir scheint. Vorhänge aus Holz schmücken auch diese Kanzel, rechts und links neben dem Zugang und an der Unterseite des Kanzeldeckels. Sie sind aufgezoogen, offen.

Wenn wir uns schon auf dem rutschigen Boden der unpassenden Vergleiche bewegen, dann könnte man noch eins drauf setzen bei dem runden Kanzelkorb an eine „Bütt“ denken, von der aus die Karnevalisten ihre mehr oder weniger lustigen und geistreichen Faschingsreden halten. Doch bleiben wir beim Vorhang. Der geht auf oder steht offen nicht für einen Hanswurst und sein Kasperltheater, sondern für den Pfarrer (damals gab es noch keine Pfarrerinnen) und seine Predigt. Alles in diesen evangelischen Barockkirchen ist ausgerichtet auf die Predigt. Man muss sich nur dieses Dreieck vor Augen führen, das die beiden Treppenaufgänge zur Kanzel bilden. Die Linien zeigen direkt auf den Kopf des Pfarrers. Petrus und Paulus unterstreichen mit ihren Handbewegungen und so, wie sie ihre Bücher halten, diese Linienführung. Alles läuft auf den Mund des Pfarrers zu.



Da kann einem schon schwindelig werden, auch ohne Höhenangst, wenn die Predigt so überhört wird. Denn das ist die Verheißung und der Anspruch: durch diesen Menschen, diesen Mann im Amt des Pfarrers spricht Gott selbst. Ein Bekenntnis der evangelisch-reformierten Kirche in der Schweiz bringt es auf den Punkt: „Die Verkündigung des Wortes Gottes ist Wort Gottes“. Der Vorhang geht auf, nicht um die Menschen mit derben Späßen zu unterhalten und zu belustigen, sondern damit das Evangelium verkündet wird, die frohe Botschaft. Auch wenn es nicht immer etwas zu Lachen gibt, soll doch Freude aufkommen. Und ein bisschen Humor schadet ja auch einer Predigt nicht. Nicht nur, weil die Leute dann besser aufpassen und zuhören. Lachen befreit. Dass wir frei werden, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes genießen dürfen. Das ist doch die Botschaft des Evangeliums.

Der Mann auf der Kanzel steht im Mittelpunkt. Aber er soll sich nicht selbst in den Mittelpunkt stellen, soll kein Selbstdarsteller sein, sondern eigentlich nur Sprachrohr, dass Gott selbst reden kann. Das geht nicht automatisch. Und es wäre wohl eine im wahrsten Sinn heillose Überforderung, wenn jedes Wort einer Predigt Gottes Wort sein sollte. Was haben wir nicht schon für Unsinn und für Banalitäten gehört und auch selbst gepredigt als Pfarrer.

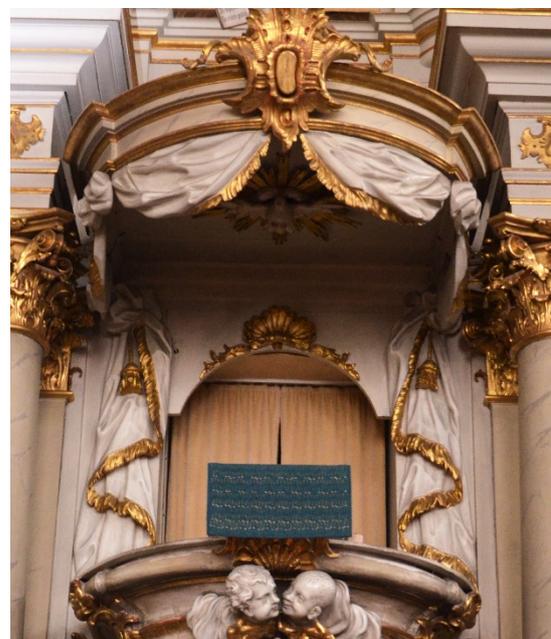
Aber mit Hilfe des Heiligen Geistes, der in Gestalt der Taube an der Unterseite des Kanzeldeckels schwebt, der aus seinem blauen Himmel herab kommt auf den Prediger – mit Hilfe des Heiligen Geistes geschieht es, dass Gott selbst mich anspricht durch das, was dieser Mensch da oben sagt. Vielleicht ist es nur ein Satz, vielleicht sogar ein missverständener. Und vielleicht weiß ich es erst viel später, dass dieser Satz, der mich getroffen hat und der hängen geblieben ist, von woanders her gekommen ist als nur von den Lippen eines Menschen.

Auch im Tempel von Jerusalem gab es einen Vorhang. In der Markgrafenzeit wurden die Kirchen oft als Tempel bezeichnet, so wie es in Frankreich heute noch üblich ist. Und in den Markgrafenkirchen gibt es viele Bezüge zum Alten Testament. Manchmal steht im Dreieck mit dem Strahlenkranz der hebräische Gottesname „Jahwe“. Der Vorhang im Tempel hatte eine andere Funktion. Er ging niemals auf. Er schloss ab und verbarg, was dahinter lag und dahinter vorging. Dazu sind Vorhänge ja vor allem da, dass man sie zuziehen kann und niemand hereinschauen kann, nicht ins Schlafzimmer, wo man ungestört sein und nicht gesehen werden möchte, oder im Bad. Auch im Theater war der Vorhang wohl vor allem dazu da, dass das Publikum nicht zuschauen muss, wie die Bühnenarbeiter die Kulissen umbauen, wie die Schauspieler sich aufstellen und was sonst noch alles hinter den Kulissen geschieht. „Hinter den Kulissen“, das ist ja sprichwörtlich geworden für Versteckspiel und Geheimniskrämerei, für alles, was Otto Normalverbraucher nicht sehen oder mitbekommen soll.

Hinter dem Vorhang im Tempel von Jerusalem lag das Allerheiligste. Hier stand wohl die Bundeslade mit den Tafeln, die Gott auf dem Berg Sinai gab als Zeichen des Bundes mit seinem Volk (Die Bundeslade und die Tafeln mit den 10 Geboten sehen wir in der Spitalkirche im Deckenstück von Albini. Aber darüber gibt es vielleicht später eine Andacht). Das Allerheiligste war deshalb so heilig, weil der heilige Gott hier seine Gegenwart versprochen hat. Naiv ausgedrückt: da hinter dem Vorhang wohnte Gott. Nur der Hohepriester durfte diesen Raum betreten, und das auch nur nach entsprechender Reinigung. Alle andern mussten draußen bleiben, draußen vor diesem geheimnisvollen Raum. So war es in vielen Religionen: nur der höchste Priester, der Pontifex, der Brückenbauer zwischen Gott und der Welt hatte Zugang zum Allerheiligsten.

Als Jesus am Kreuz stirbt, im Moment seines Todes heißt es, dass der Vorhang im Tempel mitten hindurch riss. Gott tritt hervor aus dem Verborgenen, wo kein Normalsterblicher Zugang hat. Gott zeigt sich. Die Theologen sagen: er offenbart sich. Er zeigt sein Gesicht, sein innerstes Wesen. Und das, als Christus stirbt und der römische Hauptmann bekennt: wahrlich, das ist Gottes Sohn gewesen. Gott zeigt sich den Menschen, dass sie ihn erkennen können. Er zeigt sich uns, wenn sein Wort verkündigt wird auf der Kanzel.

Der Zugang zur Kanzel hat die Form einer Tür, der Vorhang wird zum Türschmuck, zum Schmuck für die Tür. Nicht nur, damit der Pfarrer einen schönen Eingang zu seiner Kanzel hat oder dass er von einer entsprechenden Kulisse eingerahmt wird wie ein kleiner Fürst. Jesus Christus ist die Tür. Mit seinem Tod am Kreuz hat er den Zugang zu Gott frei geräumt, nichts trennt uns mehr von ihm. Das vor allem soll der Pfarrer auf der Kanzel verkündigen.



Der Vorhang geht auf. Das Stück beginnt. Das mit dem Kasperltheater ist gar nicht so abwegig, wenn man den Pfarrer nicht zum Kasper macht. Da wird gelacht und geweint, da wird Gutes getan und auch Böses, wie im echten Leben. Und schließlich gibt es ein happy end.

2. Küssende Engel

Die beiden Engelsköpfe sind etwas wie ein Markenzeichen Bildhauerfamilie Rantz. Aber auch die Stuckateure wie Pedrozzi haben sie an Kirchendecken gesetzt. Hier am oberen Rand des Kanzelkorbes sind es zwei kindliche Köpfe mit etwas langen Nasen. Der eine mit den anliegenden kurzen gewellten Haaren wirkt aus der Entfernung fast kahl. Der andere erinnert an einen blonden Knaben im lockigen Haar. Sie kommen einander ganz nah, blicken einander in die Augen. Ihre Lippen berühren sich fast.



Wenn alles in dieser Kirche der Verkündigung, der Predigt dient, was verkünden diese beiden niedlichen Knabeköpfe, die aus ihren goldenen Krägen herausschauen, umgeben von den Wolken als Zeichen des Himmels? Im Hintergrund steht vermutlich der 11. Vers des 85. Psalms, wo es heißt, dass „Gerechtigkeit und Frieden sich küssen“ mögen. Dieses poetische Bild ist Teil eines Gebets in Kriegs- oder anderen Notzeiten. In der Lutherbibel überschrieben „Bitte um neuen Segen“. Ein sehnsüchtiger Ruf nach Frieden: „Könnte ich doch hören, was Gott der Herr redet, dass er Frieden zusagte seinem Volk“.

Um 1750, hundert Jahre nach dem 30-jährigen Krieg steckt der Schock wohl nicht tief an den Köpfen und Herzen, das Trauma dieser größten humanitären Katastrophe in Mitteleuropa. Wenn man hört, dass in der Hungersnot Mütter ihre Kinder geschlachtet und zum Essen serviert haben, kann man etwas vom Schrecken und der Grausamkeit dieses

Krieges erahnen. „Machet Fridt oder ihr solt Ewig unfridt haben“, ruft ein Engel auf einem Flugblatt aus dem Jahr 1646 den Gesandten auf dem Westfälischen Friedenskongress zu. 1650, zwei Jahre nach dem Friedensschluss, lässt der Herzog Ernst I. von Sachsen-Gotha, genannt „der Fromme“, seine zerstörte Residenz in Gotha wieder aufbauen. Er gibt seinem Schloss einen neuen Namen: aus „Grimmenstein“ macht er „Friedenstein“. Und über dem Eingangstor lässt er wie eine Art Wappen das Bild vom Friedenkuss anbringen.

Zwei Frauen umarmen und küssen einander auf den Mund. Die auf der linken Seite im roten Kleid hält in der einen Hand die Waage und in der anderen das Schwert. So wird die „iustitia“ dargestellt, die Gerechtigkeit: mit der Waage wägt sie ab, was Recht ist und was Unrecht, mit dem Schwert straft sie, die Unrecht tun. Die Allegorie des Friedens im blauen Kleid hält den Palmwedel. In der Antike trug ihn die Siegesgöttin Nike. Als der Friedenskönig Jesus auf einem Esel in Jerusalem einzieht, schmücken die Menschen seinen Weg mit Palmzweigen. Über den Frauen steht das Motto, das sich schon die Coburger Verwandten für ihr Schloss Ehrenburg ausgesucht hatten: „Friede ernehret, Unfriede verzehret“.



Im 85. Psalm geht es ja auch um den Segen, dass „unser Land seine Frucht gebe“. Unfriede verzehrt. Die Soldaten, die durchziehen oder in den Dörfern und Städten einquartiert werden, verzehren die Vorräte. Das Feuer, mit dem die Feinde die Getreidefelder abbrennen, verzehrt die Lebensgrundlagen. Heute brauchen wir uns nur die Bilder von den zerbombten Städten in Syrien anschauen. Wie soll da wieder Leben möglich sein?! Auch hundert Jahre nach dem großen Krieg wussten die Markgrafen, dass der Wohlstand und die kulturelle Blüte nur auf der Basis von Frieden und einer Rechtsordnung möglich ist, eben wenn Frieden und Gerechtigkeit zueinander kommen in liebevoller Einheit.

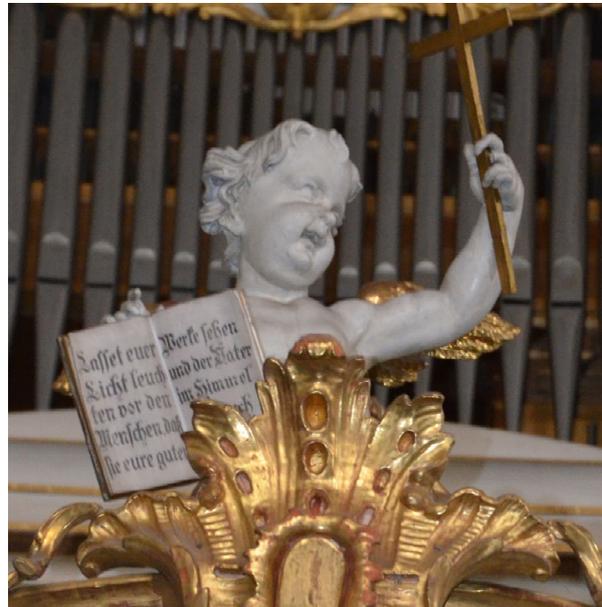
Vieles erinnert mich an die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg. Basis für das „Wirtschaftswunder“, den Wohlstand und die Wohlfahrt, die wir heute genießen, sind der Friede und die freiheitlich demokratische Rechtsordnung als Grundkonsens einer Gesellschaft. Umso erschreckender ist es, dass es wieder zahlreiche Menschen und einzelne Parteien gibt, die dieses in Frage stellen, als hätten sie nichts aus der Katastrophe gelernt und alles vergessen oder nie erfahren, was vor 80 Jahren geschah.

So führen uns die niedlichen Engelsköpfe hinein in die Grundfragen unseres Staates und der Politik. Für die Markgrafen war diese Verbindung selbstverständlich, wenn sie sich in ihrem Regieren an Gottes Wort gebunden wussten, auch wenn nicht alle den Beinamen „der Fromme“ erhielten. Man könnte aber auch sagen: sie benutzten die Religion und die Kirche dazu, um ihre Herrschaft zu legitimieren und zu stabilisieren. Aber was ist daran zu

kritisieren, den diese beiden Engel die Richtschnur vorgeben, so dass Frieden und Gerechtigkeit von Ton angeben in einem Land, in einer Stadt.

Aber nicht nur diese politische Botschaft sollte gepredigt werden von dieser Kanzel, wo man immer die beiden einander zugeneigten Köpfe sah, wenn man zum Pfarrer aufblickte. Das Evangelium von Jesus Christus soll verkündet werden. Da geht es vor allem um die Liebe, um Gottes Liebe zu uns. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, heißt es im 1. Johannesbrief. Das wünschen sich Brautpaare als Trauspruch und blicken einander vielleicht so verliebt an wie die beiden Knaben. Erstaunlich ist, dass der Apostel Paulus, sozusagen der Begründer der christlichen Theologie, so selten von der Liebe Gottes schreibt. Am häufigsten kommt das Wort in einem anderen beliebten Hochzeitstext vor, dem Hohen Lied der Liebe im 1. Korintherbrief. Paulus benutzt zwei andere Worte, wenn er beschreibt, was Gott uns in Jesus Christus schenkt. Er benutzt genau diese beiden Worte: Frieden und Gerechtigkeit.

Wir haben Frieden mit Gott. Unfriede zwischen Menschen und Völkern ist ja nicht nur dann, wenn man einander bekriegt, schlägt oder gar tötet. Unfriede herrscht, wenn die Beziehungen gestört sind. Der Krieg ist dann nur die Spitze. Wir haben Frieden mit Gott, weil er das, was diese Beziehung stört und belastet aus dem Wege räumt. Man nennt das dann „Vergebung der Sünden“. Im 85. Psalm wird dieses Thema übrigens auch angesprochen. Man bittet Gott, dass er seinen Zorn wieder fahren lassen möchte. Das mit dem Zorn Gottes ist ein schwieriges Thema. Bleiben wir lieber beim Frieden.



Das zweite Hauptwort bei Paulus ist Gerechtigkeit. Allerdings meint er nicht die Justitia mit Waage und Schwert, die jedem zuteilt, was er verdient, und den, der Unrecht tut, seiner gerechten Strafe zuführt. Das wäre ja genau das Gegenteil der Vergebung. Gerechtigkeit ist ja auch mehr als Urteil und Strafe. Gerecht vor Gott sein, könnte man vereinfacht so ausdrücken: du bist mir recht, du gefällst mir. Womit wir wieder bei der Liebe wären und den beiden Knaben, die die Köpfe zusammenstecken, einander in die Augen schauen und sich ganz nahekommen.

3. Die Finger am Schwert

Petrus und Paulus stehen lebensgroß rechts und links der Kanzel, so wie in vielen Kirchen, besonders in Markgrafenkirchen. Paulus auf der vom Altar aus gesehen linken Seite erkennt man dabei vor allem an dem Schwert, das er in Händen hält. Aber warum trägt Paulus ein Schwert? Das würde doch besser zu Petrus passen, wenn man daran denkt, was von ihm in der Passionsgeschichte erzählt wird. Der Heißsporn greift zur Waffe, als die Soldaten Jesus gefangen nehmen im Garten Gethsemane, und schlägt dem Knecht des Hohenpriesters das rechte Ohr ab, „sein Name war Malchus“. Jesus, der sich widerstandslos festnehmen ließ, wollte eine solch gewalttätige Verteidigung nicht: „Stecke dein Schwert in die Scheide, befahl er Petrus. „Selig sind die Friedfertigen“ hatte Jesus in der Bergpredigt gelehrt. Das Schwert zu zücken, passt gar nicht in eine Kirche.

Bei Paulus könnte man höchstens daran denken, dass er vor seiner Bekehrung, vor seinem Damaskuserlebnis, wo er sich „vom Saulus zum Paulus“ wandelte, die Christen mit dem Schwert verfolgte. In manchen Kirchen sieht man Bilder, worauf er eine Rüstung trägt und wie vom Blitz getroffen vom Pferd stürzt, während vom Himmel ein Lichtstrahl herabkommt mit der Inschrift „Saulus, warum verfolgst du mich.“



Später wurde Paulus selbst zum Verfolgten, zum Märtyrer. Dass er dann in Rom den Märtyrertod erlitten haben soll, das sieht man an einem kleinen Detail unserer Statue. Paulus hält das Schwert nicht am Griff, sondern mit zwei Fingern an der scharfen Schneide. Das war seit alters her ein Hinweis darauf, dass er als Märtyrer sein Leben für seinen Glauben gelassen hat.



Das Schwert kennen wir aus der christlichen Bildsprache von woanders her. Auf Bildern aus dem Mittelalter ragen zwei Schwerter aus dem Mund Christi heraus. Für uns eine befremdliche Darstellung: Jesus Christus mit zwei Schwertern im Mund, eines rechts und eines links. So thront er auf dem Richterstuhl, umgeben von göttlichem Glanz. Die zwei Schwerter weisen den Menschen unter ihm die Richtung. Für die einen, die auf der rechten Seite geht es in den Himmel, ins Paradies. Für die Verdammten auf der linken Seite in die Hölle, wo schon der Teufel und seine schrecklichen Gehilfen mit Feuer und Folter auf die Unglücklichen warten. Es ist das Bild vom großen Weltgereicht, bei dem Christus mit dem Schwert trennt. Dieses steht ja – wir haben es das letzte Mal gehört – für die Gerechtigkeit. Mit dem Schwert hackte man Dieben die Hand ab und vollstreckte man Todesurteile.

Dass Christus zwei Schwerter im Mund hat, zeigt dieses doppelte Urteil: Himmel oder Hölle. Eigentlich beruht es ja auf einem Missverständnis. In der Bibel ist von einem zweischneidigen Schwert die Rede, so wie wir es kennen: auf jeder Seite eine Schneide. Es

muss wohl auch einseitige gegeben haben, mit nur einer Schneide, so wie bei einem Messer, mit dem man nur in eine Richtung schlagen konnte. In der Offenbarung des Johannes sieht der Seher Johannes Christus in seiner Vision umgeben vom Lichtglanz und der Herrlichkeit Gottes: „und er hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem Munde ging ein scharfes, zweischneidiges Schwert, und sein Angesicht leuchtete, wie die Sonne scheint in ihrer Macht“

Und dieses zweischneidige Schwert führt uns zu der Erklärung, warum Paulus immer mit dem Schwert dargestellt wird. Paulus verwendet es als Bild, als Vergleich. Genauer gesagt, im Hebräerbrief, der wohl nicht von Paulus selbst, aber unter seinem Namen und in seinem Geist geschrieben wurde, wird dieser Vergleich verwendet. Er bezieht sich auf Gottes Wort, Und damit sind wir wieder beim Hauptthema dieses Kanzelaltars: der Verkündigung des Wortes Gottes. In Hebräer 4,12 heißt es: Denn das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und dringt durch, bis es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.“



Verkörpert dieses Paulus mit dem Schwert die gleiche Gerichtsdrohung wie der mittelalterliche Christus? Martin Luther war als junger Mönch in Wittenberg ja vor diesem Bild des Richters mit den zwei Schwertern zu Tode erschrocken. Wie kann ich selig werden, wie kann ich vor Gott bestehen, wenn er so unbarmherzig richtet. Es ist aussichtslos. Und noch aussichtsloser erscheint es, wenn mit diesem Richterschwert nicht nur über die äußeren Taten gerichtet wird, sondern wenn es durch Mark und Bein geht, ja wenn die geheimsten Gedanken und Sinne ans Licht kommen. Das zweischneidige Schwert schneidet ja besonders tief, man kann es mit der Vorhand und der Rückhand benützen, es durchschlägt die Schutzschilde und Panzer, und wenn die eine Seite stumpf ist, gibt es noch eine zweite, scharfe.

Passt das zu Paulus, der doch die Rechtfertigung des Sünders verkündet; dass wir selig werden durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit? Passt das zu Paulus, bei dem Martin Luther das Evangelium entdeckt hat, das Evangelium von der Vergebung der Sünden und der Rechtfertigung allein aus Gnaden? Passt das zu dem Bild von Gott, den wir

vertrauensvoll „abba“, Vater, nennen sollen und vor dem wir eben keine Angst haben sollen – Ehrfurcht, aber keine Angst; das ist zweierlei. Ist das nicht ein Widerspruch zu evangelischen Botschaft, die von dieser Kanzel verkündigt werden soll?

Im Hebräerbrief steht der Vergleich mit dem zweischneidigen Schwert in einem Kapitel, in dem denen, die an Jesus Christus glauben, Ruhe versprochen wird: himmlische Ruhe. Eigentlich ungewöhnlich, dass die Verheißung, das Ziel unseres Lebens, das was Gott uns schenkt, mit dem Wort „Ruhe“ beschrieben wird. Wir sind meist andere Worte gewohnt: Heil, Seligkeit, Freude, Erlösung oder Frieden. Das kommt der Ruhe dann schon näher. Aber wir vom Lärm, von der Hetze, von der äußeren und inneren Unruhe gestressten Menschen haben vielleicht wieder mehr Sinn dafür bekommen, was diese Ruhe bedeuten könnte. (Bei der Werbung für diese Andachten heißt es ja auch „Ruhe finden“). Schon äußerlich, für die Ohren, kann die Stille wie eine Erlösung wirken. Auch für den Körper, wenn er entspannt zur Ruhe kommen kann; und dann erst innerlich: die Seele.

Und dann wird im Hebräerbrief gewarnt, dieses Ziel zu verpassen, sich abbringen zu lassen von dem Ziel und von dem Weg, der Jesus Christus heißt. Als dieser Altar gebaut wurde, war das Wichtigste im evangelischen Gottesdienst die Beichte und die Vergebung der Sünden. Die Vergebung macht den Weg frei zu Gott, sie bringt die gestörte Beziehung wieder in Ordnung. Das große Schwert mit den zwei Schneiden warnt davor, sich etwas vorzumachen oder Gott etwas vormachen zu wollen. Es mahnt, ehrlich mit sich zu sein. Und wer ehrlich ist, muss zugeben, dass er vor Gott nicht bestehen kann. Oder besser: nicht bestehen könnte, wenn nicht Jesus Christus alles Störende beseitigt hätte. Mit dem Schwert waren einst Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben worden, der Cherub bewacht den Eingang mit dem Flammenschwert. Paulus treibt uns mit seinem Schwert in die Arme von Christus, der das Paradies wieder aufgeschlossen hat.

4. Wer hat die Schlüssel

„Kommt ein verstorbener Pastor vor die Himmelstüre und muss warten. Kommt ein verstorbener Busfahrer und wird sofort eingelassen. Beklagt sich der Pastor: `Warum muss ich warten? Ich bin doch vom Fach!' Antwortet Petrus: `Wenn du gepredigt hast, haben alle Leute geschlafen. Wenn der Busfahrer Bus gefahren ist, haben sie alle gebetet!'" Die Witze über Petrus an der Himmelstür kann man nicht zählen. Es gibt harmlose und schmutzige, geistreiche und dumme. Immer steht oder sitzt Petrus an der Pforte zum Paradies und entscheidet, wen er einlässt zu den ewigen Freuden und wen er hinunter schickt in die Hölle. Petrus hat die Schlüssel, die Himmelsschlüssel. Er kann aufsperrern und zusperren. Er kann die Tür versperren oder er kann die Himmelpforte aufmachen. Die menschliche Fantasie – manchmal auch die männliche – erfindet unzählige Geschichten, warum jemand eingelassen wird und warum nicht. Meistens geht es um Belohnung für gute Taten, um Wiedergutmachung für das, was jemand auf Erden erlitten hat oder um Strafe für das, was wir hier unten angestellt haben. Manchmal muss Petrus sogar die Rolle des Sensenmannes spielen, so wie bei dem Handwerker, der fragt, warum er schon mit 37 Jahren sterben musste. Petrus kontert: „bei den Stunden, die du bei seinen

Kunden abgerechnet hast, müsstest du schon 93 sein.“ Petrus an der Himmelstür, das lässt sich wunderbar ausmalen, und sehr lustig.

Jesus war es ernst, als er dem Petrus die Schlüssel übergeben hat – keine richtigen Schlüssel wie an den Statuen in vielen, vielen Kirchen oder auf Bildern an der Decke oder an den Emporen, wo man goldene oder vergoldete Schlüssel sieht. Jesus gibt Petrus und auch den anderen Jüngern die Schlüsselgewalt. Ein Schlüssel ist ja ein starkes Symbol. Wer bekommt einen Schlüssel? Zu meinem Haus, meiner Wohnung; hier zur Kirche; zum Ämtergebäude oder zum Rathaus. Am Faschingsbeginn über die Oberbürgermeisterin die Schlüssel zum Rathaus an die Narren. Sie übernehmen für die fünfte Jahreszeit das Regiment. Wer die Schlüssel hat, hat die Macht. Er kann eben aufsperrern und zusperren, kann selbst kommen und gehen, wann er will, und kann hereinlassen oder draußen stehen lassen, draußen vor der Tür. Auch in Discos haben Türsteher ziemlich viel Macht. Jesus gibt Petrus und seinen Jüngern Macht. Theologen sagen lieber Vollmacht. Ich will jetzt nicht vertiefen, was die Kirche im Laufe ihrer Geschichte mit dieser Macht getan hat. Das viele Gold könnte ein Hinweis sein auf weltliche Macht, die man herausaugen könnte aus der Macht über die Seelen. Jesus gibt Petrus Vollmacht; die Vollmacht, Sünden zu vergeben und, die Vergebung zu verweigern. Jesus überreicht dem Petrus keine goldenen Schlüssel, sondern Worte. In der Theologie nennt man es das „Binde- und Lösewort“. Bei der Ordination oder Amtseinführung von Pfarrerinnen und Pfarrern wird es auch heute zugesprochen, weil es auch heute gilt: „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben: Was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein.“ (Matthäus 16,19). Beim Binden und Lösen wird man an die Schlösser denken müssen, mit denen Ketten von Gefangenen gesichert werden, und nicht an Haustürschlüssel wie auf unseren Bildern.

Die Macht, die Jesus dem Petrus verleiht, und damit stellvertretend seiner Kirche, besteht in Worten. Nur Worte? Worte, die schon Goethe im Faust nicht so hoch schätzen wollte, und die man heute, überschwemmt von Wortschwallen, von Schönrederei und fake news, schnell als „blabla“ abwertet. Es sind mächtige Worte. Eben solche, die den Himmel aufschließen. Deshalb trägt Petrus zu seinem Erkennungszeichen, den Schlüsseln, immer auch das Buch – zumindest in Markgrafenkirchen. Er steht zusammen mit Paulus nicht als Heiliger da, nicht Sankt Peter und Paul, nicht als Kirchengründer, auf die sich die Päpste berufen, weil sie angeblich auf dem Stuhl Petri sitzen würden. So wie Paulus, dessen Schwert auf Gottes Wort verweist, das kräftig ist wie ein zweischneidiges Schwert, so steht auch

Petrus für ein Wort, eben das Wort der Sündenvergebung. Deshalb trägt er in den Markgrafenkirchen immer ein Buch. Und passt sich so in das zentrale Thema nicht nur des Kanzelaltars, sondern der ganzen Kirche ein: die Verkündigung des Evangeliums, der frohen Botschaft.

Hier in der Spitalkirche sieht man das besonders gut, nicht nur an dem großen Buch in der rechten Hand des Petrus. Mit der linken hält er die Schlüssel hoch und zeigt damit auf die Kanzel, auf den Prediger. Die ganze Linienführung vom Buch links unten (vom Besucher aus gesehen) über den Arm und die ausgestreckte Hand, alles läuft auf den Kopf, den Mund dessen zu, der da oben steht. Seine Aufgabe ist es, Sonntag für Sonntag und wann sonst gepredigt wird, den Menschen diese Botschaft zu sagen, die sich zusammenfassen lässt in dem einen Satz: „dir sind deine Sünden vergeben“.

Da geht die Tür auf, da öffnet sich der Himmel. Jetzt, wenn diese Worte gesprochen werden. Es gibt solche Worte, da redet man nicht nur über etwas, gibt nicht nur Informationen weiter. Es gibt solche Worte, die alles andere sind als belangloses Gerede – bei uns sagt man „Gwaaf“. Sondern Worte, da geschieht etwas. Die bewirken genau das, was sie sagen. Bei der Hochzeit zum Beispiel: das Ja macht die beiden zu einem Ehepaar. Oder ein Urteil im Gericht: „Ich verurteile sie...“ oder „sie sind frei gesprochen“. Genau das geschieht bei der Sündenvergebung: freigesprochen, nicht im Namen des Volkes, sondern im Namen Gottes selbst.

Petrus sitzt nicht oben an der Himmelstür und erwartet die Verstorbenen, die an der Tür anklopfen müssen und ängstlich darauf warten, dass er ihnen aufmacht; voller Ungewissheit, wie sein Urteil ausfällt; ob das reicht, was wir im Leben zusammen gebracht haben an guten Taten, unsere Anständigkeit, wenigstens der gute Wille, oder ob er all das andere ans Licht zerrt und wie eine Anklageschrift aus seinem Buch vorliest. Nein, das Buch, das Petrus hier hält, enthält nicht die Aufzeichnungen eines himmlischen Geheimdienstes, vor dem nicht verborgen bleibt. Petrus sitzt nicht oben an der Himmelstür, so dass wir uns Entschuldigungen ausdenken müssen, nach dem Motto „Wir sind doch alle, alle kleine Sünderlein“, oder: der hat’s doch noch viel schlimmer getrieben. Auch List oder Bestechung, mit denen man sonst Türsteher überlistet, sind fehl am Platz. Denn Petrus steht hier in der Kirche, direkt neben der Kanzel. Hier wird der Himmel aufgesperrt, hier im Gottesdienst oder in der Andacht, hier, wenn das Evangelium verkündet wird von dieser Kanzel. Manche Markgrafenkirchen heißen sogar so: zur Himmelspforte, „ad portam coeli“ wie in Tettau. Nicht erst dann, irgendwann nach Ende unseres Lebens geht hoffentlich die Tür auf, sondern jetzt und hier. Was könnte das für eine frohe, erlösende Botschaft sein, was könnte das glücklich machen und erleichtern. Wir müssen es nur glauben. Amen